

ELIZABETH HEATHCOTE
IN DER TIEFE

ELIZABETH HEATHCOTE

**IN DER
TIEFE**

PSYCHOTHRILLER

**Aus dem Englischen
von Stefanie Fahrner**

DIANA

Der Verlag weist ausdrücklich darauf hin, dass im Text enthaltene externe Links vom Verlag nur bis zum Zeitpunkt der Buchveröffentlichung eingesehen werden konnten. Auf spätere Veränderungen hat der Verlag keinerlei Einfluss. Eine Haftung des Verlags ist daher ausgeschlossen.



Verlagsgruppe Random House FSC® Noo1967

Copyright © 2016 by Elizabeth Heathcote
Die Originalausgabe erschien 2016 unter dem Titel
Undertow bei Quercus Publishing Ltd,
An Hachette UK company, London
Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2017
by Diana Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH,
Neumarkter Straße 28, 81673 München
Redaktion: Anja Freckmann
Umschlaggestaltung: t.mutzenbach design, München,
nach der Originalcovergestaltung von © The Picture Production Company
Umschlagmotive: © Tatyana Chaiko/Christophe Testi
Autorenfoto: © Elizabeth Heathcote
Satz: Leingärtner, Nabburg
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck
Printed in Germany
Alle Rechte vorbehalten
ISBN 978-3-453-29202-4

www.diana-verlag.de



Dieses Buch ist auch als E-Book lieferbar.

Für Nev, Ben und Franny

1

Paula hatte alle Lampen in der Küche eingeschaltet. Es war Ende Mai, aber düster, kalt und regnerisch – mieses Wetter, sogar für England. Sie hätte nichts dagegen gehabt, den ganzen Tag zu Hause zu verbringen, doch der Hund wurde langsam unruhig und musste ausgeführt werden. Deshalb zog sie Gummistiefel und Regenjacke über und ging in die Garderobe, um sich einen Schal zu holen.

Die Kinder hatten Schulferien und saßen vor dem Fernseher, noch immer im Schlafanzug, obwohl es schon zwölf war. Im oberen Stockwerk reparierte Paulas Vater die Lampe in Cheyennes Zimmer. Sie rief ihm zu, dass sie kurz weggehen werde, und warf einen Blick ins Wohnzimmer. »Ich gehe mit dem Hund raus«, sagte sie. »Opa ist oben.«

Die Kinder saßen nebeneinander auf dem Sofa, ohne sich zu berühren, eine Decke über den Knien. Sie blickten nicht auf.

»Hallo?«, sagte sie.

»Psst!«, zischte Charlie, die Augen auf den Bildschirm gerichtet.

»Hast du gehört? Ich gehe mit dem Hund raus und ...«

»Mama! Ich hab's mitgekriegt.«

Sie schnalzte missbilligend mit der Zunge, und ihre Lippen

formten stumm, was sie hatte sagen wollen. Wo war bloß ihr Schlüsselbund? Irgendwo in dem Haufen aus Schals und Handschuhen und Schulbüchern neben der Haustür. Plötzlich hörte sie: »Warte, Mama. Ich komme mit!«

Cheyenne kam angerannt.

»Wirklich? Es regnet.«

»Ich weiß, Mama. Ich will aber mit.«

»Dann zieh dich schnell an.«

Cheyenne stolperte die Treppe hinauf, immer noch auf Händen und Knien, obwohl sie schon vier war. Paula sah ihr lächelnd nach und griff gedankenlos nach Roxys Leine. Der Hund hörte das natürlich und kam aufgeregt in den Flur gelaufen. Begeistert sprang er an Paula hoch, bellte und schnappte vor Übermut. Paula hatte alle Hände voll damit zu tun, Cheyenne Schuhe, Mütze und Jacke anzuziehen und gleichzeitig Roxy zu beruhigen, der wie ein Wirbelwind um sie herumjagte. Als Paula die Haustür öffnete, war sie erschöpft.

Der Hund rannte durch den Vorgarten auf die Straße hinaus, berauscht von der frischen Luft und der plötzlichen Freiheit, und verschwand schließlich im Nebel Richtung Strand.

Cheyenne rannte ihm nach, und auch Paula setzte zur Verfolgung an, doch dann fiel ihr ein, dass sie den Hundeball vergessen hatte. Einen Moment sah sie ihrer Tochter zögernd hinterher, aber hier gab es keine Straße zu überqueren, und sowohl Cheyenne als auch der Hund würden sich noch im Schlaf am Strand zurechtfinden. Also eilte sie zurück, um den Ball zu holen.

Als sie wieder hinaustrat, war die Straße leer. Sie rannte

um die Ecke und überquerte den Weg, der zu den alten Strandhütten führte. Kein Mensch weit und breit. Sie nahm eine Abkürzung durch einen der Gärten, wo eine Bank aus Treibholz stand und einzelne, trockene Grasbüschel an den Kieselsteinchen am Boden klebten. Mit einem Satz sprang sie über den Zaun, der an den Strand grenzte.

Ihre Schritte knirschten auf den Kieseln. Sie blieb stehen und blinzelte angestrengt durch den Sprühregen. Wo waren ihre Tochter und ihr Hund? Regen und Nebel hüllten sie ein. Zwanzig Meter, weiter konnte sie nicht sehen.

»Cheyenne!«, rief sie. Ihre Füße auf den Steinen sandten ein Geräusch in die Stille, die eigentlich von der Stimme ihrer Tochter hätte erfüllt sein sollen. In ihrem Inneren stieg jene Panik auf, die sie immer spürte, wenn sie Cheyenne aus den Augen ließ. Eine Art Nervenkitzel, den sie beinahe genoss – bis ihre Tochter wieder auftauchte, jedes Mal.

»Cheyenne!«

Sie nahm die Kapuze ab, um besser hören zu können. Auf ihrem Gesicht sammelte sich Feuchtigkeit.

»Cheyenne.« Sie rannte ein paar Schritte. »Cheyenne!«

Hier an der Flutmarke fiel der Strand nach unten ab, in einer Böschung aus Kieseln, die mit jedem Wintersturm steiler wurde. Ihre Füße sanken in den losen Kies ein. Unten war der Boden fester und sandiger, trotzdem ging sie den Kiesgrat entlang, denn von hier hatte sie einen besseren Überblick. In welche Richtung waren die beiden wohl gelaufen?

Sie zwang sich weiterzulaufen. »Cheyenne!«

Unter ihr zog sich die Flut zurück, aber die Wellen waren so groß wie ihre Tochter, fast wie im Winter. Sie fielen krachend in sich zusammen und rissen alles mit sich, was ihnen

in den Weg kam. Wie hatte sie nur so verdammt blöd sein können? Dieser dumme Ball!

Er lag noch immer in ihrer Hand, sie drückte ihn fest zusammen. Sie würde ihre Tochter in Zukunft nicht mehr aus den Augen lassen, auch nicht für eine Sekunde.

»Cheyenne! Roxy!«

Sie hörte ein Bellen von links, ein Stück weit entfernt. Gott sei Dank ... Sie griff sich ans klopfende Herz, und ihr Atem beruhigte sich ein wenig. Wie dumm von ihr. Wie konnten die beiden in der kurzen Zeit so weit gekommen sein?

»Cheyenne!«

Durch den Nieselregen hindurch machte sie eine Bewegung aus, ein Stück weiter vorne, zum Wasser hin, in der Nähe der Wellen. Es war der Hund. Er lag auf allen vieren am Boden, sprang hoch in die Luft und ließ sich wieder fallen. Offensichtlich spielte er mit irgendetwas, so, wie er zu Hause manchmal den Putzeimer oder den Staubwedel quälte. Untaugliche Ersatzbeute für ein Tier mit uraltem Jagdinstinkt.

Keine Spur von ihrer Tochter.

»Cheyenne!«

Sie rannte auf den Hund zu. Er sprang ihr entgegen, drehte aber auf halbem Weg auf den Hinterläufen um und kehrte zu der alten Stelle zurück. Dort lag etwas, ein Stück Treibgut, das sein Interesse geweckt hatte. Er bellte es an, rief sie herbei, um es ihr zu zeigen.

Es ist ein Mensch, dachte sie. Er lag mit dem Gesicht nach unten auf dem Sand. Einen kurzen Moment lang kam es ihr ganz selbstverständlich vor, dass ein Mensch im eiskalten Nieselregen am Strand lag. Doch etwas an der Gestalt stimmte nicht – das Bein, der Winkel, in dem es dalag.

Eine Welle schlug gegen den Körper und schob das Bein noch weiter in die seltsame Stellung hinein. War es eine Puppe? Dann wurde ihr klar, dass es eine Leiche war.

Sie schrie nicht. Die Welt dröhnte zu laut in ihren Ohren. Sie rannte los, ohne es zu merken. Alles an ihr war wie erstarrt: Gesicht, Mund, Arme, ihr Herz. Sie atmete nicht, und der Lärm in ihrem Kopf war ohrenbetäubend. Auch ihr Gehirn war praktisch abgeschaltet. Doch dann spürte sie den Regen wieder auf dem Gesicht. Ihr Gehirn schickte eine Nachricht: Die Leiche war nicht von einem Kind. Es war nicht Cheyenne.

Zehn Meter vor der Leiche blieb sie abrupt stehen. Sie zitterte. Es war eine Frau, schwarzes Haar, blaue Haut, aufgequollen. Sie trug einen roten, zerrissenen Bikini. Paula trat näher. Am Arm fehlte ein Stück Fleisch, man konnte bis auf den Knochen sehen.

Sie wandte sich ab. Wie furchtbar. Aber wo war ihre Tochter? »Cheyenne!«, schrie sie.

Der Hund zwickte sie in die Hand. Er wollte, dass sie ihm den Ball zuwarf. Benommen schleuderte sie den Ball über den Kies zu dem Plateau ein Stück weiter oben, weg von der Toten, dann lief sie hinterher. Ihre Gummistiefel rutschten über den Kiesboden.

»Cheyenne!«

Roxy verschwand hinter der Kuppe, dann tauchte sein Kopf wieder auf. Ein anderer Hund lief neben ihm. Paula mühte sich die steile Böschung hinauf, indem sie ihre Gummistiefel fest in den Kies trieb. Ihre Panik bremste sie, und ihre angespannten Arme und Beine fanden nur mühsam Halt. Die Hunde rannten an ihr vorbei, zurück an den Strand.

Oben stand ein Mann mittleren Alters. Sie kannte ihn flüchtig vom Sehen, wusste aber nicht, wer er war. Er hatte einen Bart. »Haben Sie vielleicht ein kleines Mädchen gesehen?«, fragte sie im Klettern.

Er antwortete nicht, sondern sah an ihr vorbei. »Ist das nicht eine Leiche?«

Die Hunde umkreisten die tote Schwimmerin, bellten und spielten zusammen, jagten sich gegenseitig um dieses seltsame Totem.

»Ja«, erwiderte Paula. »Die Flut muss sie angespült haben. Bitte, haben Sie ein kleines Mädchen gesehen? Ich kann meine Tochter nicht finden.«

Mit dem Kopf deutete er zu dem Streifen aus Gras und Kieselsteinen ein Stück weit entfernt am Strand.

Und da saß sie: Cheyenne, mitten im Regen. Ihr Kopf mit der rosafarbenen Mütze wackelte hin und her; sie blickte angestrengt auf den Boden, spielte mit den Kieseln oder suchte nach Muscheln, vollkommen selbstvergessen.

Paula lachte, von Erleichterung durchströmt. »Ach, entschuldigen Sie, bitte, ich dachte, ich hätte sie verloren. Gott sei Dank.«

Sie beugte sich vor und stützte die Arme auf den Oberschenkeln ab. Der lange Weg hatte sie erschöpft.

»Wir sollten die Polizei rufen«, sagte der Mann, und Paula begriff nicht gleich, dass er auf die Leiche am Strand anspielte. »Das ist bestimmt diese Frau, die vermisst wurde.«

»Welche Frau?«

»Seit dem Feiertag. Sie ist schwimmen gegangen. Haben Sie es denn nicht mitbekommen? Eine Frau aus London.«

Paula hatte nichts mitbekommen. Den Großteil der Woche hatte sie zusammen mit den Kindern im Haus verbracht.

Sie ging zu ihrer Tochter hinüber, umarmte sie und lobte das Bild aus Muscheln, das sie gelegt hatte. *Danke, Gott*, dachte sie. *Danke, danke*.

Als sie wieder zu Hause waren, hatte Charlie sich keinen Zentimeter bewegt. Cheyenne streifte die nassen Kleider ab und krabbelte im Unterhöschen zu ihm unter die Decke. »Lass deine Sachen nicht immer liegen«, sagte Paula zu ihr, hob die nassen Kleider auf und brachte sie nach oben in den Wäschekorb. Sie leerte die Taschen aus: Kieselsteine, Muscheln – und ein Armband, das sie noch nie gesehen hatte. Cheyenne musste es am Strand gefunden haben. Es war schön gearbeitet und bestand aus Metallscheiben und blauen und grünen Steinen. Die Metallscheiben waren ein wenig angerostet, das war schade. Paula legte es in Cheyennes Glitzerfeen-Schmuckkästchen.

Gegen zwei Uhr in jener Nacht krabbelte Cheyenne ins Bett ihrer Eltern, zwischen die beiden. Normalerweise hätte Paula ihr gesagt, dass sie zu alt dafür war, aber jetzt umarmte sie ihre Tochter fest. Shaun regte sich nicht, er schlief immer wie ein Stein.

»Die Frau am Strand war tot, oder?«, flüsterte Cheyenne.

»Schh, schh. Ja.«

Ihre Tochter lag in ihren Armen. »Ich hatte solche Angst«, wisperte sie.

»Ja, das war ein bisschen gruselig, wie die Polizei kam, nicht?«

»Nein, nicht da. Bevor du gekommen bist.« Cheyenne weinte jetzt.

Sie hatte nicht daran gedacht, dass ihre Tochter die Leiche gesehen haben könnte, bevor sie dazugekommen war.

»Was ist mit ihr passiert?«, fragte Cheyenne.

»Sie ist im Meer ertrunken.«

»Konnte sie nicht schwimmen?«

»Ich weiß nicht, Schatz. Das Meer kann gefährlich sein. Du darfst nicht zu den Wellen gehen, wenn Mama nicht dabei ist, versprichst du mir das?«

Cheyenne nickte.

»Sie war ganz kalt.«

»Du hast sie angefasst!«

Cheyenne fing wieder an zu weinen.

»Schh, schh, schh«, machte Paula. »Ist schon gut, du hast nichts falsch gemacht.« Sie drückte ihre Tochter. Würde sie ein seelisches Trauma davontragen?

Die Frau hieß Zena und war neunundzwanzig Jahre alt geworden. Auf dem Foto in der Zeitung konnte man erkennen, dass sie gut ausgesehen hatte. Schlank, lange schwarze Haare, makelloser Elfenbeinteint – sie wirkte wie ein Model. Paula erkannte sie wieder, sie hatte sie schon einmal im Dorf gesehen. Shaun hatte Paula eines Tages auf der Straße auf die Fremde aufmerksam gemacht. Er kannte diese Zena flüchtig von früher, weil sie einige Jahre in seiner Nachbarschaft gewohnt hatte. Shaun hatte sie begrüßt, aber sie hatte gar nicht reagiert. Das hatte ihn getroffen, das konnte Paula deutlich sehen, obwohl er es lächelnd überspielt hatte.

Wie sie jetzt erfuhr, hatte Zena mit ihrem Partner gleich um die Ecke in der Shell Road gewohnt. In der Zeitung hieß es, sie hätten das Häuschen erst vor einigen Monaten als

Wochenendbleibe gekauft. Paula konnte das Haus von ihrem Garten aus sehen. Früher hatte dort eine alte Dame namens Iris gelebt, und nachdem sie gestorben war, hatte es eine Weile leer gestanden. Paula wusste, dass wieder jemand eingezogen war, hatte die neuen Bewohner aber nie gesehen. Über den Feiertag war das Paar angereist. Am Montagnachmittag war Zena zum Schwimmen gegangen und nicht mehr zurückgekehrt. In der Zeitung stand, sie sei von dem Strandabschnitt direkt hinter dem Bungalow aus losgeschwommen, und dort sei es nicht sicher. Das hätte sie wissen müssen, war sie doch in der Nähe aufgewachsen. Schwimmen war dort zu gefährlich, denn das Gebiet war für Jetskier und Boote ausgewiesen, und außerdem herrschten hohe Wellen und eine starke Strömung.

Im Ort wurde viel über die Tote geredet. Jeder hatte eine Theorie darüber, wie sie umgekommen war, und es gingen Gerüchte, dass sie nicht einfach nur ertrunken war. Angeblich steckte mehr dahinter. Shaun dagegen hielt das alles für Unsinn, und Paula stimmte ihm gerne zu. Es hieß auch, Zena sei eine gute Schwimmerin gewesen. Sie habe gewusst, was sie tue. Shaun fand, manchmal reiche das eben nicht aus.

2

Drei Jahre später, Ende Mai

Carmen träumte, dass Nick mit ihr schlief. Sie waren zusammen weggefahren, irgendwohin, und versteckten sich in einem schäbigen Hotelzimmer vor dem Leben. Er sagte, sie könnten monatelang wegbleiben, niemand würde sie vermissen, aber sie müssten immer in Bewegung bleiben. Er wollte ihr verschiedene Orte zeigen. Er hielt ihren nackten Körper, und sie war plötzlich viel jünger, wieder ein Teenager. Ihr ganzes Selbst schmiegte sich an ihn. Sie wollte nichts als mit ihm zusammen zu sein, und dieses Gefühl der Gewissheit war das stärkste Element des ganzen Traums.

Unvermittelt wachte sie auf, verschwitzt und verwirrt. Der Traum war schon dabei, sich aufzulösen. Sie wusste nicht mehr, wie sie an diesen Ort gekommen waren und was zuvor passiert war. Nur noch dieses Gefühl war da. Die Gewissheit, die Erregung.

Himmel. Sie drehte sich auf den Rücken. Wo war das jetzt hergekommen? Tom schlief neben ihr. Er klammerte sich an sein Kissen und träumte seine eigenen Träume – oder vielleicht träumte er gar nicht, sondern war nur vollkommen fertig nach einer langen Arbeitswoche. Sie stützte sich

auf die Ellenbogen, damit sie sein Gesicht sehen konnte. Es wirkte angestrengt, ganz so, als sei das Leben auch im Schlaf ein einziger Kampf. Bei seinem Anblick spürte sie ein Ziehen im Bauch – sie liebte ihn wirklich. Der Traum machte ihr ein schlechtes Gewissen. Hatte sie ihn auf irgendeine Art hintergangen? Nein, Schluss mit solchen Gedanken, es war doch bloß ein Traum, ein Schatten aus ihrer Vergangenheit, verstaubt in einer Schublade ihres Gehirns. Manchmal blickte sie hinein, und dann vermischte sich der Inhalt dieser Schublade mit dem anderer Schubladen. Sie und Nick hatten im echten Leben nie eine solche Beziehung gehabt, und wenn doch, war das lange vorbei.

Im Zimmer war es viel zu heiß. Es war Mai, sie mussten endlich die Heizung abstellen. Carmen hob die Decke an. Tom trug nur seine Unterhosen, und die Haut an seinem Rücken war blass und weich, ohne Haare, ohne Fettfalten. Seine Muskeln traten deutlich hervor – kein Wunder, er trainierte jeden Tag eine halbe Stunde an den Geräten im Keller seines Büros. Sie drehte sich auf die Seite und fuhr mit den Fingern über seine Schulterpartie. Er regte sich nicht, also wiederholte sie die Geste – und spürte, wie Verlangen in ihr aufstieg. *Dann wollen wir es doch wenigstens sinnvoll einsetzen*, dachte sie und streifte sich das Nachthemd über den Kopf. Sie schmiegte sich mit ihrem Körper an seinen, drückte sich an ihn und legte einen Arm um ihn.

Er brummte schlaftrunken. »Was machst du da?«

»Soll ich aufhören?«

Er brummte noch einmal. Nein, natürlich nicht.

Als sie zum zweiten Mal aufwachten, war es fast zehn. Sie waren zu spät dran. Es war das Wochenende, das Tom

laut Vereinbarung mit seinen Kindern verbringen wollte. Sie sollten die drei um zwölf abholen, und die Fahrt alleine dauerte zweieinhalb Stunden. Sie warfen ein paar Kleider in Reisetaschen, und Carmen füllte den Inhalt des Kühlschranks in eine Kühlbox um. Sie mussten los. Die Wettervorhersage versprach ein schönes Wochenende, darum hatten sie vor, zum Strand zu fahren, zum ersten Mal in diesem Jahr. Zum Frühstück blieb keine Zeit, doch Tom war ausgehungert und bestand darauf, beim Deli an der Ecke Kaffee und ein paar Brötchen zu holen, bevor sie sich im Stau durch Südlondon quälen würden.

»Sie hatten keinen Bacon«, sagte Carmen, als sie wieder ins Auto einstieg. Tom schrieb gerade eine Nachricht. »An Laura?«

»Ja.«

Laura war Toms Exfrau. Er schrieb ihr sicher, dass sie sich verspäten würden. »Das ist feige«, sagte Carmen. »Warum rufst du sie denn nicht einfach an.«

Er lachte. Etwas so Offensichtliches brauchte man nicht zu diskutieren. »Was hast du stattdessen gekauft? Würstchen?«

»Sie hatten auch keine Würstchen, überhaupt nichts Warmes. Ei mit Kresse oder Ei mit Räucherlachs, welches möchtest du?«

Er wollte natürlich das Sandwich mit Ei und Räucherlachs, bestand jedoch darauf, dass sie es nahm, aber sie behauptete, sie habe Lust auf Ei und Kresse. Daraufhin lachten sie beide über ihre allzu guten Manieren und teilten die Sandwiches. »Wir müssen auch noch belegte Brote für den Strand kaufen«, bemerkte Carmen. »Wie dumm.«

»Wieso?«

»Das ist so eine Geldverschwendung.«

Er lachte und gab ihr einen Kuss.

Sie kamen nur langsam voran. Der Verkehr vor dem Blackwell-Tunnel war so dicht wie immer, aber Carmen machte das nichts aus. Sie genoss es, in Toms Audi auf dem Beifahrersitz zu sitzen und die vergangenen Tage mit ihm Revue passieren zu lassen. Sie hörten Radio, und er erzählte ihr, wie seine Woche gewesen war, worüber im Büro gerade getratscht wurde, was ihn bewegte. Die Abende unter der Woche dagegen gehörten ihr; dann berichtete sie ihm, wie ihr Tag gewesen war, mit wem sie geredet hatte, was die Leute ihr erzählt hatten, welche Ideen ihr im Kopf herumgeisterten. »Freust du dich auf die Kinder?«, fragte sie.

Er zuckte mit den Schultern. »Na klar, aber ...«

»Was, aber?«

»Laura will, dass ich ein ernstes Wörtchen mit Mel rede.«

»Wieso?«

»Weil sie die ganze Nacht weggeblieben ist, ohne ihr was zu sagen.«

Mel war die Älteste, mit fünfzehn in einem schwierigen Alter. »Wo war sie denn?«

»Ich weiß nicht. Sie hat behauptet, bei einer Freundin, aber Laura hat das überprüft, und es stimmt nicht. Aber Mel weigert sich, die Wahrheit zu sagen.«

»Das klingt nicht gut.«

Tom reichte ihr seine leere Kaffeetasse. Carmen stapelte sie in ihre und ließ sie dann neben ihrem linken Bein auf den Boden gleiten, vorsichtig, damit Tom es nicht mitbekam. Er konnte Müll in seinem Audi nicht ausstehen, da war er ziemlich pedantisch. »Laura hätte dich ja wirklich anrufen

können, um darüber zu reden, statt bloß eine Nachricht zu schicken«, sagte sie.

»Sie hat es schon vor ein paar Tagen am Telefon erwähnt«, erwiderte er.

Das hatte Carmen schon vermutet und ärgerte sich bei dem Gedanken an das Gespräch ein bisschen. Sie erinnerte sich noch genau an den Moment, als Laura angerufen hatte: Sie hatten sich gerade im Bett eine DVD angesehen. Sie hatte auf Pause gedrückt, und als er zurückkam, fragte sie ihn, was Laura gewollt habe. Nichts Besonderes, hatte er geantwortet. Warum hatte er ihr nicht schon damals von dem Problem erzählt?

Sie wollte gerade etwas sagen, da kam er ihr zuvor: »Ich glaube, ich muss ihr wirklich ins Gewissen reden.«

»Klar musst du. Damit darfst du sie nicht durchkommen lassen.«

Tom wirkte niedergeschlagen. Carmen wusste, was in ihm vorging: Er sah seine Kinder ohnehin nur selten, und jetzt sollte er die wertvolle Zeit mit ihnen damit verbringen, sie zu rüffeln. Mel war ohnehin nicht ganz pflegeleicht.

Sie bemitleidete ihn. »Du musst sie natürlich zur Rede stellen, aber es braucht ja keine ewig lange Predigt zu werden«, sagte sie sanft.

Endlich waren sie aus den nördlichen Vororten heraus und fuhren auf die M11. Die Landschaft öffnete sich vor ihnen. Es war ein wunderschöner Frühlingstag, und der Himmel war blau – Balsam für die Seele nach Monaten im Londoner Grau. Als sie von der Autobahn abfuhren, gelangten sie auf kleineren Straßen Richtung Nordosten, fuhren durch ursprüngliche Dörfer mit Pubs und viel Grün. Der Himmel

schien noch weiter zu werden, als sie Norfolk erreichten. Nach einigen Meilen bog Tom rechts ab und nahm die Hand von ihrem Knie. »Da sind wir«, sagte er, aber das wussten beide ohnehin.

Sie durchquerten ein Tor zwischen zwei hohen Steinmauern und gelangten auf eine kreisförmige Auffahrt. Carmen spannte unwillkürlich die Muskeln an, wie immer, wenn das Haus in Sichtweite kam, mit seinem eleganten georgianischen Gurtsims, das über die ganze Front verlief, und den Stuckpfeilern, die das Vordach stützten. Früher einmal war das Gebäude ein Pfarrhaus gewesen, und so bezeichnete Tom es noch immer: das Pfarrhaus, nicht Lauras Haus. Für Carmen hatte es keine besondere Bedeutung, es hätte genauso gut eine Kulisse aus einem historischen Film sein können. Tom dagegen hatte es über ein Jahrzehnt sein Zuhause genannt.

Er hielt im schotterbedeckten Parkareal neben dem Haus, und sofort hörte man ein lautes Bellen von Riley, dem Labrador, der irgendwo im Haus in ein Zimmer gesperrt war. Laura kam auf sie zu, wie immer perfekt zurechtgemacht in ihren gebügelten Jeans und einer Barbour-Jacke, das kurze rote Haar zurückgefönt. Falls sie wütend über die Verspätung von mehr als einer Stunde war, ließ sie es sich nicht anmerken. Carmen an ihrer Stelle wäre fuchsteufelswild gewesen und hätte das auch gezeigt, das wusste sie genau.

Carmen rutschte tiefer in ihren Sitz. Egal, was sie tat: Wenn sie hierherkam, fühlte sie sich unweigerlich minderwertig. So viel Geschichte, so viel Substanz, und Laura – die war so erwachsen. Carmen wusste, dass sich Laura hauptsächlich der Kinder wegen auf diese Art präsentierte. Tom

hatte ihr einmal erklärt, wie sehr Laura darauf bestand, dass sie vor den Kindern freundlich miteinander umgingen und immer als liebende Einheit auftraten. Natürlich war es im Grunde selbstverständlich, dass man alles für das Wohl der Kinder tat. Und trotzdem leisteten sich viele Exfrauen gern mal einen Ausraster.

Nicht jedoch Laura. Bei jedem Treffen, von Beginn an, war Laura Carmen ausgesucht höflich begegnet. Sie legte Wert darauf, jedes Mal auch Carmen zu begrüßen, sie nach ihrem Befinden und den Plänen für den Tag zu fragen. Heute allerdings wurde sie von Mercy daran gehindert, die sich mit einer Hand an den Gartenzaun und mit der anderen an Lauras Bein klammerte. »Ich will nicht weg von Mummy!«, schrie sie. Tom musste aus dem Auto steigen und sie von Laura wegziehen. Carmen bekam das Gespräch zwischen den beiden Expartnern mit: Es ging darum, wann er die Kinder wieder zurückbringen würde, und um die Hochzeit eines Freundes am nächsten Wochenende. *Oje, hieß das etwa, dass Laura dort auch aufkreuzen würde?* Dann bot Tom seine ganzen Überredungskünste auf, um das kleine Mädchen ins Auto zu locken. »Du willst doch mit uns ans Meer fahren, stimmt's?«

»Ich will bei Mummy bleiben!«

»Willst du denn kein Eis?«

»ICH WILL BEI MUMMY BLEIBEN!«

Jake schoss durch die Tür, als wäre er von einer Sprungfeder abgefeuert worden, und ließ sich mit einem unsicheren Lächeln und einem Wisch durch seine Ponyfransen auf den Autositz gleiten. Die blecherne Kakophonie aus seinen Kopfhörern erfüllte den Innenraum des Autos. Als Letzte

kam Mel, in Skinny-Jeans und einem tief ausgeschnittenen fliederfarbenen Top, das sie vermutlich angezogen hatte, um Tom zu ärgern. Sie rauschte an ihm vorbei, während er versuchte, die zappelnde Mercy im Kindersitz anzuschallen, und ließ sich in ihre Ecke fallen, die Hände über den Ohren. »Dad, mach doch was, damit sie aufhört zu schreien!«

»Versuche ich ja. Meinst du, du könntest mir dabei helfen?«

»Na ja, sie will halt nicht mitkommen.«

»Danke, Mel.«

Als sie endlich losfuhren und außer Sichtweite des Hauses waren, fühlte Carmen sich besser, obwohl die Atmosphäre im Auto weiterhin angespannt war. Tom versuchte es mit künstlicher Fröhlichkeit und fragte Mel nach der Schule und ihren Freundinnen, aber die war mehr mit ihrem Handy beschäftigt und gab nur einsilbige Antworten, während sie ihre langen roten Locken zwirbelte. Am Meer angelangt, schlief Mel ein, sobald die Decke zwischen den Dünen ausgebreitet war. Tom verlor die Geduld. »Was ist nur los mit ihr?«, murmelte er und ging mit Jake zum Cricketspielen. Das bedeutete, dass Carmen mit Mercy allein blieb und sich mit ihr beschäftigen musste. Das machte ihr nichts aus, aber Tom hätte doch wirklich fragen können, ob das in Ordnung sei. Manchmal war einfach kein Raum für Höflichkeiten. Und Mercy war ja auch ein süßes Kind, erst sechs Jahre alt. Wie konnte man nicht mit ihr fühlen? Als ihre Eltern sich getrennt hatten, war sie drei gewesen. Sie würde sich kaum an die Zeit erinnern, als sie noch ein Paar gewesen waren. Carmen hatte mitbekommen, wie Toms Freunde behaupteten, Mercys Geburt habe der Ehe den Todesstoß versetzt.

Sie war das ungeplante dritte Kind, war »dazwischengekommen«, gerade als die beiden Älteren aus dem Größten heraus waren. Darüber wurde zwar nie vor Mercy geredet, aber sie hatte sicher gespürt, dass sie eine Belastung gewesen war, davon war zumindest Carmen überzeugt.

»Du hörst ja gar nicht zu«, sagte Mercy.

»Tut mir leid, Schatz, was hast du gesagt?«

»Die Feen sind da drüben!«

»Zeig sie mir doch mal.«

Sie spielten neben der schlafenden Mel, bis Mercy es aufregender fand, im Sand zu graben. Carmen lehnte sich zurück. Die Sonne brachte zum ersten Mal in diesem Jahr ein wenig Wärme mit sich, das fühlte sich ganz wunderbar an auf der Haut. Warum hatten sie keine Thermosflasche mit Kaffee dabei? Es war herrlich friedlich, man hörte bloß Mercys Schäufelchen, das gegen den Eimer schlug, und durch den Strandhafer rauschte eine sanfte Brise. Außer Sichtweite rief Tom: »Fünf Yards!« Sie beugte sich vor, bis sich sein Kopf in ihr Blickfeld schob. Tom wartete konzentriert darauf, dass Jake einen neuen Versuch machte. Da war etwas an Toms Haltung – wie er dastand, auf den Ball lauernd, seinem Sohn die Daumen drückend –, das sie im Herzen anrührte. »Die linke Hand an den Stumps ausrichten«, brüllte Tom. Sie beobachtete, wie seine Haarspitzen vor- und zurückwippten, während er auf den Wurf wartete, voller Ungeduld, seinem Sohn seine Fähigkeiten zu zeigen. Was fand sie so attraktiv an ihm? Sein Selbstbewusstsein? Er bewegte sich traumwandlerisch sicher durch die Welt. Alles flog ihm zu: die Kinder, die Ehe, sein toller Job, sein schickes Haus, das Geld, die äußerlichen Zeichen eines guten Lebens. Er

zweifelte nie daran, dass er auf all das ein Anrecht hatte, und machte sich eigentlich keine Vorstellung davon, dass es anderen Menschen nicht so gut ging. Er belächelte sie, wann immer sie darüber staunte, dass auch sie nun diese Dinge haben konnte.

Bald schon langweilte sich Mercy und wollte paddeln gehen. Also riss Carmen sich los, und zusammen krabbelten sie die Düne hinunter. »Wir gehen ans Wasser«, sagte sie zu Tom. »Wollt ihr mitkommen?«

»Ich schon«, erwiderte Jake und ließ den Ball fallen.

»Und was ist mit dem Cricket?«, wollte Tom wissen.

»Ich will schwimmen, Dad.« Er streifte sein Shirt ab und warf es ins Gras.

»Dann hilf mir wenigstens, das Zeug hier aufzuräumen.«

Doch Jake war schon unterwegs. Carmen blickte Tom mit hochgezogenen Augenbrauen an. Das sollte so viel heißen wie: *Ich bin eben unwiderstehlich*. Dann folgte sie Jake, Mercy an der Hand. Als sie sich umdrehte, war Tom gerade dabei, den Sand von den Stumps zu wischen. »Du hättest ihm wirklich helfen sollen«, sagte sie zu Jake.

Jake zuckte nur mit den Schultern.

Es war Ebbe, und der Sandstrand streckte sich unermesslich weit vor ihnen aus, glänzte nass in der Frühlingssonne. Schweigend gingen sie nebeneinanderher. Jake war dreizehn und wurde so langsam erwachsen. Schon jetzt war er größer als Carmen und wirkte recht eindrucksvoll mit seinem roten Haarschopf. Er war schmal, muskulös und schüchtern. Auch Carmen war schüchtern im Umgang mit ihm. Im Beisein der anderen schäkerte sie mit ihm, aber wenn sie alleine waren, wusste sie nicht, worüber sie sich mit ihm unterhalten

sollte. Jetzt spielte er mit Mercy, schwang sie herum und hoch in die Luft. Mercy fand das natürlich ganz toll und lachte, und auch Carmen stimmte mit ein. Er warf das kleine Mädchen noch höher und schwang sie fester. »Vorsicht«, mahnte Carmen. Plötzlich schrie Mercy auf – er hatte sie zu heftig am Arm gezogen. »Hör auf, Jake, du tust ihr weh!« Aber er hörte nicht auf sie, warf sie weiter in die Luft, und Mercy weinte.

»Jake!«, sagte Carmen.

Zuerst tat er so, als ignorierte er Carmen, aber dann setzte er Mercy doch auf dem Boden ab, ein wenig zu heftig allerdings. »Du Baby«, spöttelte er und lief weg, weil er spürte, dass die Situation entgleist war.

Gegen vier wärmte die Sonne nicht mehr, und sie packten zusammen. Quer durch die Dünen machten sie sich zum Parkplatz auf. Alle waren müde, sie fuhren schweigend über die Küstenstraße nach St Jude's, wo sie übernachten wollten. Tom parkte vor dem Mini-Market bei der Dorfwiese. Immer noch schweigend, stiegen sie aus und verteilten sich im Laden. Tom und Mercy gingen auf die Suche nach Milch und Eiern, Jake steuerte zielstrebig auf die Süßigkeiten zu, Mel auf die Zeitschriften. Carmen ging an dem Regal mit den Tageszeitungen nahe der Kasse in die Hocke und studierte die Titelseiten. Eine dicke, nicht mehr ganz junge Frau wuchtete gerade keuchend ihren Einkaufskorb auf das Kassensband. »Wie geht's, Nim?«, fragte sie den jungen Mann an der Kasse.

»Gut, Mrs. B. Aber diese Baustellen kann ich langsam nicht mehr sehen.«

»Ich auch nicht. Was machen die da überhaupt?«

Der Scanner piepste, während der Mann die Artikel aus dem Korb der Kundin einlas und in Plastiktüten verstaute. Die beiden schwatzten die ganze Zeit über, aber plötzlich setzte eine merkwürdige Pause ein, und Carmen sah unwillkürlich hinüber. Mit einem Kopfnicken deutete die Frau auf Tom und die Kinder, die jetzt am anderen Ende des Ladens beisammenstanden. Als die kleine Gruppe sich Richtung Kasse bewegte, richtete Carmen sich auf, und der Kassierer und die Kundin wirkten wie ertappt.

Einen Moment lang ärgerte sich Carmen, aber noch mehr fühlte sie sich verunsichert. So eine Reaktion erlebte sie nicht zum ersten Mal. Worüber hatten die beiden eigentlich geredet? Vermutlich waren sie einfach nur voreingenommen gegenüber den Londoner Wochenendbesuchern. Carmen war die soziale Kontrolle in kleinen Orten wie St Jude's nicht gewohnt.

Sie bezahlten ihre Einkäufe, quetschten sich wieder ins Auto und fuhren die hundert Meter bis zum Bungalow. Die Kinder gingen gleich ins Wohnzimmer und schalteten den Fernseher ein. Tom trug die Taschen ins Haus, während Carmen in der Küche für Ordnung sorgte. Sie packte die Kühltasche und die Einkäufe aus und füllte gerade den Wasserkocher, als er hereinkam, sie von hinten umarmte und in den Nacken küsste. Sie drehte sich in seinen Armen zu ihm um und erwiderte den Kuss, erst ganz zart, dann leidenschaftlicher. Ihre Zungen berührten sich zärtlich, aber dann löste sich Carmen von ihm. Die Kinder waren ja im Zimmer nebenan. »Später«, sagte sie. »Erst mal müssen wir was essen. Worauf hast du Lust? Ich könnte Pasta machen.«

»Wie wär's mit Fish and Chips?«

»Ist das dein Ernst?« Er wollte immer Fish and Chips essen, wenn sie hierherkamen.

»Ich gehe nachher los und hole das Essen«, sagte er.

»Nein, ich gehe sofort«, erwiderte sie.

»Wirklich?«

Sie nickte. »Ich habe Lust auf einen Spaziergang.«

St Jude's war noch nicht der Gentrifizierung anheimgefallen wie so viele andere Dörfer an diesem Küstenstreifen. Es war ein urtümliches englisches Dörfchen am Meer, in dem Carmen sich frei fühlte. Das Meer begann am Ende der Straße, und diesen Weg nahm sie jetzt ins Dorf. Es wurde langsam Abend; die Nachtangler bauten ihre Gerätschaften am Wasser auf und setzten sich auf Campingstühle, eine Decke über den Knien, neben sich Thermosflaschen und Köderdosen. Bald würde die Dämmerung kommen. Carmen trödelte ein wenig und genoss die Zeit, die sie ganz für sich allein hatte. Vor dem Imbiss hatte sich eine Schlange gebildet, und es dauerte eine Dreiviertelstunde, bis sie mit dem warmen Essen unter der Jacke wieder beim Bungalow eintraf.

Als sie eintrat, spürte sie sofort, dass etwas nicht stimmte. Sie hörte den Fernseher, aber die Tür zum Wohnzimmer war – was ungewöhnlich war – geschlossen. Sie ging in den Flur und sah Jake im Kinderzimmer auf dem unteren Stockbett sitzen. Als sie das Zimmer betrat, entdeckte sie Mercy, die neben ihm kauerte und Tränen im Gesicht hatte.

»Was ist denn hier los?«, wollte Carmen wissen.

»Daddy ist ausgeflippt«, schniefte Mercy.

»Was soll das heißen? Jake, was ist passiert?«

»Er und Mel haben sich gestritten«, erklärte Jake.

»Wo ist sie denn?«

»Keine Ahnung. Sie ist abgehauen.«

»Und wo ist dein Dad?«

Er deutete auf das Wohnzimmer.

Carmen ging hinüber. Tom lag auf dem Sofa, eine Flasche Bier in der Hand. Als sie hereinkam, setzte er sich auf und lächelte, ganz so, als sei alles in Ordnung.

»Was zum Teufel ist passiert?«, fragte sie.

»Was meinst du?«

»Die Kinder haben gesagt, du hättest dich mit Mel gestritten. Mercy behauptet, du wärst ausgeflippt.«

Tom zog ein Gesicht. »Ich habe getan, was du mir geraten hast. Ich habe sie zur Rede gestellt, das gefiel ihr natürlich nicht.«

»Was soll das heißen, was ich dir geraten habe? Du bist ihr Vater.« Carmen spürte, dass er außer sich war, es aber vor ihr verbarg. »Hast du sie geschlagen?«

»Natürlich nicht!«

»Aber angeschrien?«

»Nur ein bisschen. Ich musste deutlich werden, ich bin ihr Vater. Ihr muss klar sein, dass sie damit nicht durchkommt. Das ist alles, was ich ihr gesagt habe. Aber das war wohl zu viel.«

Es stimmte natürlich, Mel brauchte eine Kopfwäsche.
»Wo ist sie hingegangen?«

»Weiß ich nicht. Sie schmolzt bestimmt irgendwo.«

»Es ist schon spät.«

»Sie kommt schon klar.«

»Es ist dunkel da draußen!«

»Carmen, sie ist fünfzehn. Sie kommt klar.«

Er hatte recht. Mel war kein richtiges Kind mehr, aber

dafür eine ziemliche Nervensäge. Leider verlor Tom manchmal die Geduld, brüllte herum und war ungehalten, und das konnte Carmen an ihm nicht leiden. Sie ertrug es nicht, wenn er die Kontrolle über sich verlor. Es machte ihr Angst, und für die Kinder war es sicherlich noch viel schlimmer.

»Jake und Mercy sind ganz durcheinander.«

Er stand auf. »Ich rede mit ihnen.«

Sie setzte sich aufs Sofa. Im Nebenzimmer war seine Stimme zu hören, und kurz darauf kamen alle drei ins Wohnzimmer, die Kinder noch merklich eingeschüchtert. Carmen holte eine Decke und eine Flasche Ketchup, und sie setzten sich auf den Boden und aßen die Fish and Chips direkt aus den Plastikschalen, mit den Fingern. Tom erzählte Witze, und die Atmosphäre beruhigte sich ein wenig. Als die Mahlzeit aufgegessen war, lachten die Kinder schon wieder.

Später, als alle vor dem Fernseher saßen, hörte Carmen die Haustür zuschlagen, doch Mel kam nicht ins Wohnzimmer. »Lass sie«, sagte Tom, aber Carmen konnte nicht einfach sitzen bleiben. Langsam ging sie zum Kinderzimmer, wo Mel auf dem unteren Stockbett lag.

»Alles okay?«, fragte Carmen.

Mel gab keine Antwort.

»Wo bist du gewesen?«

Mel zuckte vage mit den Schultern.

»Was ist passiert?«

Wieder keine Antwort.

Carmen setzte sich auf die Bettkante. »Mel, er ist dein Vater«, sagte sie sanft. »Manchmal muss er dir Grenzen setzen.«

»Aber doch nicht so.«

»Was meinst du, nicht so?«

Mel drehte sich mit dem Rücken zu Carmen.

Carmen versuchte es noch einmal. »Mel, er liebt dich.«

»Du weißt gar nicht, was du da sagst«, entgegnete Mel.

Am nächsten Vormittag nahm Carmen den Zug nach London. Tom würde den Tag mit den Kindern verbringen und am frühen Abend nach Hause fahren. So war es nicht vorgesehen gewesen, aber Carmen hatte am späten Samstagabend eine Nachricht von ihrer Freundin Kath bekommen, in der Kath ein Treffen vorschlug. Kath's Ehemann Joe war Polizist und arbeitete im Schichtdienst, was schwierig für Kath war, besonders mit dem Baby. Carmen ließ sich also überreden und sagte zu. Es waren ja nur zwei Stunden mit dem Zug. Sie würde mit Kath zu Mittag essen und später für sich und Tom das Abendessen vorbereiten.

Tom hatte kein Problem damit. Er sagte, sie solle tun, worauf sie Lust habe. Trotzdem hatte sie ein schlechtes Gewissen, als sie ihn vor dem Bahnhof im Auto küsste. Es fühlte sich beinahe an, als würde sie ihn verlassen. Das war natürlich Unsinn, weil sich mit den Kindern alles wieder eingerenkt hatte. Selbst Mel schien vergessen zu haben, dass sie eigentlich schmollte. Als sich Carmen in die Ticketschlange stellte, fühlte sie sich trotz allem enorm erleichtert.

Am Kiosk kaufte sie sich einen Kaffee und die Zeitung und schlenderte hinaus auf den Bahnsteig. Der Fahrplan im Bungalow war nicht mehr aktuell, und es stellte sich heraus, dass sie vierzig Minuten auf ihren Zug warten musste. Zum Glück konnte sie aber in Diss in einen schnelleren Zug nach London umsteigen, sodass es fast keinen Unterschied machte.

Gut gelaunt setzte sie sich auf eine Bank in die Sonne und leckte den Kakao von der Deckelinnenseite ihres Cappuccinos. Auf der Titelseite der Zeitung wurde über einen Mord berichtet. Eine Frau und ihre Kinder waren in ihrem eigenen Haus umgebracht worden, und ein Mann, den man für den Vater der Kinder hielt, saß in Untersuchungshaft. Eine schlimme Geschichte. Aber über solche Fälle las sie in letzter Zeit öfters. Wie konnte man so etwas nur begreifen? Wie konnte jemand so etwas tun?

Beim Lesen sah Carmen aus den Augenwinkeln, dass sich ein Mann neben sie setzte. Er rutschte unruhig herum, da riskierte sie einen Blick. Er war jung, fast noch ein Teenager, in Hoody und schwarzen Hosen. Ihr geübtes Londoner Auge sagte ihr innerhalb von Sekundenbruchteilen, dass er keine Gefahr darstellte. Er bemerkte ihren Blick, und sie lächelte unwillkürlich – und bereute es sofort, da er es unverzüglich als Anlass zur Kontaktaufnahme nahm.

»Sie waren ja ganz versunken in Ihre Zeitung«, sagte er. Es klang wie ein Vorwurf.

Sie lächelte schwach und blickte wieder auf die Titelseite.

»Muss ja interessant sein. Worum geht's denn?« Er sah ihr über die Schulter.

Er ließ sich also nicht so einfach entmutigen. »Ein Mann hat seine Frau und seine Kinder umgebracht«, sagte sie.

Der junge Mann blickte überrascht drein. »Wieso denn das?«

Carmen zuckte mit den Achseln. Wer wusste das schon?

»Vielleicht hat sie sich durch fremde Betten geschlafen.«

Da erwachte Carmens Widerspruchsgeist. »Meinen Sie das ernst? Finden Sie, es wäre okay, sie zu töten, wenn sie

mit jemand anderem geschlafen hätte? Und die Kinder gleich dazu?«

»Das habe ich nicht gesagt. Ich meinte nur, so ist es vielleicht gewesen.« Er rutschte wieder auf der Bank herum.
»Ich wollte damit nicht sagen, dass es okay ist.«

Carmen vertiefte sich wieder in die Zeitung, dieses Mal mit einem unmissverständlichen Gesichtsausdruck. Der Typ war sicher nicht so dumm, wie er sich anhörte. Vielleicht fand er einfach nicht die richtigen Worte, aber sie hatte keine Geduld mehr, sich weiter mit ihm zu unterhalten.

Er redete unbeirrt weiter. »So was kommt jedenfalls vor, sogar hier. Vor ein paar Jahren hat ein Mann seine Freundin umgebracht, und die Leute sagten, er hat es gemacht, weil sie herumgevögelt hat.«

Sie antwortete nicht und las weiter.

»Er ist damit durchgekommen. Hat es aussehen lassen wie einen Unfall. Er war Anwalt und kam aus London. Nur deshalb ist er damit durchgekommen, das glauben jedenfalls die meisten hier. Er kannte wohl die richtigen Leute.«

Jetzt hatte er Carmens Aufmerksamkeit geweckt. Sie sah ihn an, und er hatte sein Ziel erreicht.

»Ehrlich. Der Typ kommt immer noch hierher, hat einen Bungalow am Meer. Am Wochenende ist er oft mit seinen Kindern da. Das weiß jeder im Ort. Anscheinend hat er jetzt eine neue Frau. Die sollte sich lieber in Acht nehmen.«

Carmens Herz klopfte laut. »Wie hieß sie?«, fragte sie.
»Die Frau, die umgekommen ist.«

»Weiß nicht, aber sie sah gut aus. Sie hatte einen komischen Namen, irgendwas mit Z. Zara ... Irgend so was ...«

»Zena?«

»Genau. Sie wissen also Bescheid?«

Carmen stand auf und murmelte, dass sie aufs Klo müsse. Sie klemmte sich die Zeitung unter den Arm, ging zurück zum Fahrkartenschalter und fragte nach der Toilette, aber es gab keine. Also überquerte sie den Parkplatz und betrat das Feld dahinter. Schließlich lehnte sie sich gegen einen Holzzaun.

Es ist doch bloß Dorfklatsch, sagte sie zu sich selbst. Ich hätte ihn auslachen sollen. Ihm ins Gesicht sagen, wer ich bin. Dann wäre er bestimmt rot angelaufen.

Sie entdeckte zwei Pferde auf dem Feld, zwei stattliche Braune, die noch mit den Resten ihres Winterfells zu kämpfen hatten. Eines sah sie an, vielleicht weil es auf eine Leckerei hoffte. Der Boden war schlammig, und das Gelände wirkte ganz und gar nicht malerisch. Sie versuchte, das Pferd anzulocken; sie wollte es berühren, ihm die Arme um den Hals legen, aber es hatte wohl das Interesse an ihr verloren.

Der Bahnhofslautsprecher kündigte den einfahrenden Zug an. Sie ging zurück und betrat den Bahnsteig, möglichst weit entfernt von dem jungen Mann, der noch immer auf der Bank saß. Sie wusste, dass er sie beobachtete, aber sie ging unbeirrt zum Ende des Zuges, um dort einzusteigen.

Wenn Carmen neue Bekanntschaften schloss und erzählte, dass sie drei Stiefkinder hatte – drei Kinder aus einer früheren Ehe ihres Mannes –, fühlte sie sich oft ein bisschen unbehaglich und fügte gerne hinzu: »Ich möchte betonen, dass Tom und seine Frau sich getrennt haben, bevor er mich traf.« Dann lachten alle.

Wenn sie die Leute besser kennenlernte, räumte sie manchmal ein, dass die Geschichte etwas komplizierter war.

Dass da noch eine andere Frau, eine andere Beziehung, zwischen dem Ende seiner Ehe und ihrem allerersten Treffen im Spiel gewesen war. Eine andere Liebe. Nicht bloß ein kleiner Flirt mit einer unwichtigen Frau, sondern viel mehr. Eine Affäre, die begonnen hatte, als er noch mit seiner Frau zusammen gewesen war, aber ganz anders als die meisten Affären, die neben der Ehe herliefen. Tatsächlich verließ Tom Laura und seine Kinder, um mit dieser Frau zusammenzuleben.

Und dann, kaum ein halbes Jahr später, starb die neue Frau. Sie ertrank beim Schwimmen im Meer, während eines Wochenendbesuchs im Ferienhaus in St Jude's.

Ihr Name war Zena. Tom hatte Carmen alles darüber erzählt, kurz nachdem sie sich kennengelernt hatten. Wie er sich in sie verliebte, wie sie den Bungalow kauften, um mit den Kindern dorthin zu fahren, wie Zena eines Nachmittags das Haus verließ, um schwimmen zu gehen, und nie zurückkehrte. Wie Tage später ihre Leiche angespült wurde.

All das hatte er Carmen während der ersten paar Treffen mitgeteilt – das war jetzt schon mehr als zwei Jahre her, und seitdem hatten sie fast nie mehr über das Thema geredet. Keiner sprach mehr über Zena, jedenfalls nicht die Leute, mit denen sie befreundet waren, und auch die Kinder erwähnten sie nie.

Aber offenbar gab es doch noch jede Menge Leute, die das ganz gerne taten.

3

Kaths Mann Joe empfing sie an der Tür. Er umarmte Carmen unbeholfen und küsste sie auf die Wange. »Ich haue dann ab«, sagte er. »Sie ist oben.« Er war bürofein angezogen, in Jeans und Hemd mit Krawatte.

»Kann ich mein Fahrrad mit reinnehmen?«

»Na klar.« Er nahm es ihr ab. »Geh nur rauf.«

Carmen schälte sich aus ihren Schuhen und ließ sie im Flur stehen. Kath war pingelig in solchen Sachen – das zeigte sich daran, wie sauber der Teppich auf der Treppe war. Bei Carmen zu Hause war er schmuddelig. »Ich bin hier«, rief Kath.

Sie war in Lilys Zimmer und wechselte dem Mädchen die Windel. Lily auf dem Wickeltisch lächelte Carmen an. »Hallo, mein wunderbares Mädchen«, sagte Carmen zur Begrüßung.

»Heute Nacht war sie nicht so wunderbar. Ich habe nur drei Stunden geschlafen, stimmt's, meine Süße?« Kath zog eine Grimasse.

Carmen vermutete, dass Kath die unangenehmen Seiten der Mutterschaft immer so betonte, um ihr nicht wehzutun, denn sie hatte es ja noch nicht geschafft, schwanger zu werden. Früher, als Carmen noch Single gewesen war, hatte Kath immer über die Herausforderungen des Ehelebens geklagt.

Zuerst redeten sie über Kath's Leben, darüber, wie alles

so lief und was Kath davon hielt, wieder zu arbeiten. Dann trugen sie Lily samt ihrem Spielzeug in die Küche und setzten sie in den Hochstuhl, und Carmen erzählte ihrer Freundin, was der junge Mann am Bahnhof ihr erzählt hatte. Und wie die Leute hinter ihrem Rücken tuschelten, wenn sie einkaufen ging.

»Wie schrecklich«, erwiderte Kath. »Aber so sind die Menschen. Sie langweilen sich, weil sie in diesem beschissenen kleinen Kaff wohnen.«

»Es ist nicht beschissen.«

»Na, du weißt jedenfalls, was ich meine. Ignorier sie einfach.«

Carmen deckte den Tisch. Kath hatte Pizza vorbereitet. Es hatte sich seltsam angefühlt, ihrer Freundin von der Unterhaltung zu berichten, ganz so, als würde die Geschichte wahr werden, indem sie die Worte laut aussprach. Erst jetzt spürte Carmen, wie aufgewühlt sie war.

»Der arme Tom, sie erzählen so gemeine Sachen über ihn. Wer erfindet denn so was?«

Carmen zuckte mit den Schultern. Keine Ahnung.

»Es ist doch alles geklärt worden, spätestens bei der offiziellen Untersuchung.«

»Das Problem ist, dass niemand weiß, was eigentlich passiert ist«, sagte Carmen. So hatte es Tom ihr damals auch erklärt, als sie ihn danach gefragt hatte. Wie und warum war Zena ertrunken? Wie hatte es sich zugetragen? Er hatte betont, dass niemand es mit Sicherheit sagen könne. Dass er es selbst niemals begreifen werde. Er hatte ihr erklärt, dass der Bereich, in dem Zena sich aufgehalten habe, sehr gefährlich sei, mit meterhohen Wellen und tückischer Strömung.

Außerdem würden dort Jetskier und Boote fahren, sodass es immer zu Zusammenstößen kommen könne. So, wie er es erzählte, klang es beinahe, als sei Zena selbst schuld gewesen. Die vorgesehene Zone für die Schwimmer lag eine halbe Meile entfernt; dort war es sandiger und geschützter. Aber sie hatte sich geweigert, so weit zu laufen, und war gleich von zu Hause aus losgeschwommen. Immerhin hatte sie es seit ihrer Kindheit so gemacht.

Carmen spürte einen kalten Schauer. »Kath, du glaubst doch nicht, dass da irgendetwas dran ist, oder doch?«

Kath zog eine Grimasse. »Meinst du das ernst? Carmen, du bist so leicht zu beeinflussen.«

Carmen war peinlich berührt. »Tut mir leid, vergiss einfach, was ich gesagt habe.«

Kath holte die Pizza aus dem Ofen, schnitt sie in Stücke und verteilte sie auf die Teller, aber Carmen hatte plötzlich keinen Hunger mehr. Sie knabberte an einer Ecke herum und spürte Kath's prüfenden Blick.

»Das treibt dich richtiggehend um, oder?«

»Nein ...«

»Mal im Ernst, Carmen, was glaubst du? Dass er sie getötet hat?«

»Natürlich nicht.« Natürlich glaubte sie das nicht, es war absurd, besonders aus Kath's Mund. Trotzdem, sie war definitiv erschüttert. »Ich meinte ja nur ... Es war so furchtbar, das zu hören.«

»Ja, wirklich furchtbar.« Kath griff nach der Hand ihrer Freundin. »Was sagt Tom denn dazu?«

»Ich habe es ihm nicht erzählt. Es ist ja erst heute Morgen passiert.«



Elizabeth Heathcote

In der Tiefe

Psychothriller

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Paperback, Klappenbroschur, 384 Seiten, 13,5 x 20,6 cm

ISBN: 978-3-453-29202-4

Diana

Erscheinungstermin: August 2017

Ihr Name war Zena. Tom macht kein Geheimnis aus seiner großen Liebe zu dieser Frau und hat Carmen alles erzählt. Wie er sich Hals über Kopf in Zena verliebte, wie er mit ihr das Ferienhaus am Strand kaufte. Und wie sie eines Nachmittags im Meer schwimmen ging und nie mehr zurückkehrte. Doch Zena ist Toms Vergangenheit, Carmen seine Zukunft. Davon ist Carmen überzeugt. Bis sie erfährt, dass er ihr ein entscheidendes Detail verschwiegen hat: Die Polizei hielt Zenas Tod für einen Mord – und verdächtigte Tom. Ist ihr Mann ein Mörder?

 [Der Titel im Katalog](#)